



Feierabend



Die schwarzen Städte.

Von Bernard Coffin.

Ein seltsamer Klang kommt in seine Stimme, ein merkwürdiges Loder in seine Augen, als er durchs Abseifenster auf die vorbeifahrende Gegend blickt. Er spricht rasch, wie ein Mensch, der bedeutsame Dinge mitzuteilen hat und dessen Zeit begrenzt ist. Ich errate, daß er Bergmann ist; seine Augen haben dort unten, in den Eingeweiden der Erde, blinzeln und schielen gelernt. Ein ungewöhnlicher Mensch, einer, der zu denken und auch zu hassen versteht. Einige Augenblicke verharrt er stumm, sein Gesicht wird hart. Mit einer Gebärde weist er auf die Gegend, durch die unser Zug rast. „Das ist“, spricht er leise, „das Land der Hölle. Hier liegt auf uns der Fluch der Kohle.“

Lichter, aus Läden und Kinos strömen sie. Lieder, Lärmen, Lachen dringt aus Aneipen. Eine grelle Lichtwooge übersflutet die dahinstrebende, redende Menge. Das Land der Kohle rastet. Samstagabend im schwarzen Lande von Amerika. Breitschultrige, gebeugte Männer reden miteinander, arbeitstrümmte Menschen aller Nationalitäten, die mit ihren Frauen und Kindern rasten. Lachende Männer, denn es ist Samstagabend. Entschlossene Männer mit energischen Gebärden und ruhigen Augen. Auf den Gesichtern die Spuren der Sorge. Massen, die gelitten haben, Männer aus den schwarzen Gruben, die am Samstagabend mit Frau und Kindern lachen, den Fluch der Kohle zu vergessen suchen.

Der Zug fährt über Hügel, durch Felder, an Städten vorbei. Und überall fühlt man den Einfluß der Kohle, überall wird von ihr gesprochen. Ein ungeheures Land, groß, wie viele europäische Staaten zusammen, auf Kohle erbaut. Stolz Städte, alles von den schwitzenden Männern erhalten, die von den Krallen der Kohle gepackt worden sind. Ein weit ausgebreitetes Land, wo sich die elementaren Kräfte für die Eroberung der Zukunft vorbereiten.

Die Sonne scheint hell, die Schienen krachen wie Zwillingsschlagwerk bergauf, bergab, an Städten und Flecken vorbei. Reichen über die Köpfe der Männer dahin, die tief unten in der Erde graben. Schütende, schwer armende Männer aller Völker, die den

Kampf gegen die Kohle aufgenommen haben. Vom Fenster aus gesehen, ist es ein heiteres, lächelndes Land, die Bühne eines gewaltigen Dramas, in dem Menschenleiber verstümmelt, Leben ausgelöscht werden, Tag und Nacht, zermalmt von der erbarmungslosen Kohle. Ein Land der Hütten und der Paläste, der Verzweiflung und des Hochmuts der Macht, ein Land der Arbeit, wo Frauen und kleine Kinder hungern. Der Fluch der Kohle.

Schwarzer als die Kohle in der Erde brüht hier die Verzweiflung. In die Sonne, die sie so selten sehen, strömen schwitzende Männer. Entschlossenheit besetzt das Land. Kampf, Vorbereitungen für die Schlacht. Die Männer der schwarzen Grube stehen im Ausstand. Die Männer der nächtlichen Schollen treten ins Tageslicht, um für Frau und Kinder gegen den Hochmut, den Reichtum und die Habgier zu kämpfen, die Sklaven der Kohle kämpfen für das Leben der Hüttenbewohner.

Bewaffnete Wachen kommen, Roheit und Waffen. Staatspolizei, Söldlinge der Kohlenbarone, patrouillieren durchs Land. Stumm, drohend; sie hassen die Männer aus der schwarzen Grube. Erschrockene Frauen, schreiende Kinder, grimmige, entschlossene Männer, in deren Blut das Feuer des Kampfes brennt. Gewalt, Flinten, Knüppel, stampfende Pferdehufe, glänzende Uniformen. Ein Land steht im Krieg. Die bewaffneten Wachen und die Polizei dringen in die Häuser. Vor den Augen der Frauen werden die Männer niedergeknüpelt. Der Terror feiert ein Fest. Aber die kohlengeschwärtzten Männer bleiben im Sonnenlicht, weigern sich, in die dunkle Grube einzufahren.

Ein schauerlicher Feldzug beginnt: Ausbungerung, Roheit, Zwang in Millionen Formen, eine unmenschliche, ungeheuerliche Gewalt, angewendet gegen die Arbeiter im Namen des Gesetzes und der Ordnung. Der Haß der Kohlenbarone verurteilt das Land, aber die Arbeiter fahren nicht ein, sie erröten im Tageslicht die Schläge, Hunger und Leiden haben sie auf, sie werden gedrückt, gestählt für die künftige, herrliche Eroberung der Kohle. Geldnamur und Tränen, der Heroismus des Streiks.

Verraten, besiegt! Wieder sind die schwarzen Städte unter der Erde überfüllt. Menschliche Muskeln graben, wühlen die Eingeweide der Erde auf; von neuem kämpfen die Menschen gegen die Kohle, die Menschen, die im Tageslicht verraten und besiegt wurden.

Der Streik ist zu Ende. Von neuem mußten die Männer viele lange Stunden in der drohenden schwarzen Tiefe schuften. Und noch immer weinen Frauen und Kinder vor Hunger in den elenden Hütten. Abermals verrichten Hunger und Angst die Arbeit der im Sonnenlicht feiernden Kohlenbarone. Von Haus zu Haus geht ein Flüstern: „Verraten!“ In den Stollen raunt es: „Verraten! Besiegt!“ Dennoch ist etwas anders geworden. Die Männer reden ruhig miteinander, in den elenden Hütten, in den verstunkenen Eingeweiden der Erde beraten sie. Etwas Neues, Starres, Drohendes ist in das Reich der Kohle eingezogen. Die grabenden, hämmern Männer haben das Aufleuchten des neuen Morgenrots geschaut, sie hören ein Flüstern, das von Hoffnung spricht, Worte, die einen neuen Kampf, den Sieg verheißen. Unten in der schwarzen Grube träumen und planen sie, erkennen, wie notwendig die Solidarität aller Werktätigen ist, bereiten sich vor für den unvermeidlichen Kampf um die Eroberung der Welt.

Hier werden die künftigen ehernen Kohorten gedrückt, die starken Menschen, die eines Tages ins Sonnenlicht treten werden, um Seite an Seite mit den andern Arbeitern die Herausforderung der Unternehmer anzunehmen, deren Schläge zurückzugeben.

Unten, in der schwarzen Grube, graben und hämmern die Menschen. Fleisch kämpft gegen Gestein, eiserne Menschen, dazu bestimmt, den Fluch der Kohle abzuwerfen.

Die Augen meines Reisefahrten lodern, ein seltsamer Schatten liegt auf seinen Zügen; plötzlich gleicht er einem Propheten. Schwerigend blickt er durchs Fenster. Dann flüstert er wie zu sich selbst: „Kohle, Kohle, in der Kohle liegt Feuer verborgen, ein Feuer, das die Flammen der Hölle oder die Flammen der Revolution entzündet.“ Unvermittelt wendet er sich mir zu. Sein Gesicht verdüstert sich, er spricht mit wilder Kraft:

„Heute fahren Sie durch einen Teil der Hölle!“

* * *

Der Zug rast weiter, über Hügel, durch Felder, an sonnenbeschienenen Städten und Flecken vorbei. Ueber den Köpfen der schwitzenden Männer, die graben und graben und graben...

Epigramme.

Von Heinrich Leuthold.

Ein guter Ruf ist wie ein stattlich Haus; das baut sich Stein um Stein allmählich aus, doch mit gewissenloser Hand im Nu steckt es ein Lump in Brand.

Du hast einen viel zu geschmeidigen Rücken, mein Freund, um die Menschheit zu beglücken: Die Zeit will Männer, die sich erheben, nicht solche, die sich mit Aufwand bücken.

Diamantenraub.

Von Karl Reber (Paris).

Es war einmal ein reichlicher alter Mann, der nicht mehr wusste, was er mit seinem vielen Geld anfangen sollte; alle Freuden der Welt hatte er schon genossen und es gab nichts Neues mehr für ihn. Er langweilte sich. Da kam ihm plötzlich eine herrliche Idee, die er sofort im ganzen Lande verkünden ließ. Und alle Menschen, welche die Nachricht vernahmen, eilten vor das prächtige Schloss des Alten.

Dieser hatte in seinem Keller ungeheure Mengen von Goldstücken aufstapeln lassen und jeder, der im Laufe von drei Minuten in den Keller hinabsteigen und wieder heraufkommen konnte, durfte alles Gold, das er in den drei Minuten erraffte, für sich behalten. Doch jene, die nach drei Minuten nicht wieder oben waren, mußten das eroberte Gold wieder hergeben.

Die Menge strömte herbei und mit Freudengetöse unterzog sie sich der Probe. Einer nach dem andern stürzte sich in den Keller und gitternd vor Gier und halb gelähmt vor Angst, die kostbaren Minuten zu versäumen, wühlten sie im Gold, stopften sich die Taschen voll, schlepten und schwitzten, und sogar den Mund füllten sie sich mit Münzen. Und währenddessen verging die Zeit und oben angekommen, mußten sie das schwer erkämpfte Gold wieder hergeben, denn die drei Minuten waren vorüber. Viele wurden wahnstüchtig oder starben vor Aufregung.

Und der Alte stand vor der Kellertür, mit der Uhr in der Hand und bog sich vor Lachen über den gut gelungenen Witz.

Die Geschichte geht nicht weiter und man weiß nicht, ob die enttäuschte Menge nicht schließlich das Schloss stürmte und den Alten erschlug.

Ein Ereignis, das sich vor einigen Wochen in Transvaal zutrug, erinnert sehr an jene Geschichte vom reichen Alten, sowohl durch die Tatsachen selbst, als durch die Grausamkeit und Unmoral des ganzen Vorganges.

Tage und wochenlang lebte Grasfontein-Farm im Distrikt Lichtenburg in Transvaal in Angst und Aufregung und Hunderte und Tausende von Menschen strömten herbei. Die drahtlose Telegraphie hatte die Neuigkeit über die ganze Erde verbreitet, daß man neue Diamantenfelder entdeckt habe, und die Zitze im Transvaal will es, daß diese Diamantenfelder auf ganz besondere Art aufgeteilt werden. Man veranstaltet ein großes Wettlaufen, und die zuerst ankommenden, denen gehört die Parzelle, die sie als erste betreten.

25.000 Konkurrenten sollten am 25. Feber ihr Glück versuchen. Doch die Zwischenfälle, die

sich an jenem Tag zutragen und es verhindern, daß das Zeichen zum Starten gegeben werden konnte, beweisen uns, wie grausam diese Art der Verteilung der Diamantenfelder ist, wie unmoralisch und nur dazu angetan, die niedrigsten Instinkte im Menschen zu erwecken.

25.000 waren es, aus aller Herren Länder gekommen! Man hatte ja die Neuigkeit schon drei Monate vorher über die ganze Erde verbreitet. Und so kamen sie, die Tausende, von den Küsten Afrikas, von Südamerika, von Europa, und von Asien. Man sah sogar Chinesen; ja vereinzelte Frauen wagten auch den Lauf. Enterte, die ein letztes Mal ihr Glück versuchen wollten, waren über Meere gezogen und hatten ihr Vergeß ausgegeben, um dem verlockenden Aufruf zu folgen, Eltern, Frau und Kind hatten viele verlassen; andre verkauften Haus und Hof in der Hoffnung auf einen sicheren Reichtum.

Doch zwischen den 25.000 gab es auch professionelle Läufer, welche von den Gesellschaften und Trusts, die die Diamantenfelder im Transvaal ausbeuten, angeworben worden waren. Natürlich mußten diese Läufer allen andern zuvorkommen und nahmen im Namen der Gesellschaft, die sie vertraten, von den ergiebigsten Teilen der Diamantenfelder Besitz.

Am 25. Feber früh morgens drängten sich die 25.000 Konkurrenten auf dem Startplatz. Zwanzzigmal glaubte die halb wahnsinnige Menge das Signal zum Start gehört zu haben, das noch gar nicht gegeben worden war. Mit aus den Höhlen tretenden Augen, Haß und Gier in den verzerrten Zügen, so standen diese Menschen da. Zwanzzigmal mußten die Polizisten diese Masse von Tollgewordenen zurüdrängen. Und endlich geschah, was zu erwarten war. Die Menge ließ sich nicht mehr zügeln, durchbrach die Reihe der Polizisten und begann zu laufen..

zu laufen, dem Reichtum entgegen. Der Diamantenraub hatte sie ergriffen.

Militär mußte eingreifen und die Menge wurde verfolgt und mit Mühe und Not zurückgedrängt.

Der nächste Start sollte am 1. März stattfinden. Militär und Wache wurden aufgeboten. Diesmal konnte man die Menge bis zum Signal zum Starten bändigen. Aber einmal losgelassen, gab es kein Halten mehr. Die eulselichsten Szenen spielten sich ab. Die Schwächeren unter den Läufern konnten bald nicht mehr weiter, fielen hin und die andern stürmten über sie hinweg; zertreten und verstümmelt lag man sie nach dem Wettlauf zusammen. Viele wurden wahnstüchtig und begannen zu toben; manche starben an Herzschwäche; es gab welche, die sich töteten, als sie sahen, daß sie niemals das Ziel erreichen würden. Auf den Diamantenfeldern selbst begann aber erst das wahre Schlachten. Jeder wollte den andern von seinem Platz verdrängen, wüßtes Handgemenge entspann sich, Messerstiche, Revolvergeschüsse, manche erwürgten ihren Gegner einfach mit den Händen. Es gab Verwundete, Tote und Verrückte.

Während dieser Zeit bewegte sich ein langjamer Zug von allen möglichen Händlern, hauptsächlich solchen, die Getränke feilboten, den Diamantenfeldern zu. Langsam errichteten sie ihre Verkaufsbuden und begannen bedächtig Eswaren, Alkohol und andre Gegenstände auszuverkaufen. Zweifellos machten diese Händler das beste Geschäft bei der Sache, diese kleinen Händler und die großen Diamanttrusts, für welche die Berufsläufer die schon im voraus bestimmten Diamantenfelder in Besitz genommen hatten. Die andern Läufer waren die Opfer, nur sie sind die Ruinier der kapitalistischen „Zivilisation“.

Die Scheidung.

Von A. Soritsch.

Dieses grelle Kulturbild aus dem heutigen Rußland ist in der kommunistischen Zeitung „Pravda“ erschienen.

Als der Zechenangestellte Jakob Bagaew, der Sohn eines Bauern, der im Dorfe unter dem häßlichen Namen „Knochenfresser“ bekannt war, in die Partei eintrat und in eine höhere Schule abkommandiert wurde, zog er sich städtisch an, besetzte eine Uhrkette am Knopfloch und sprach von sich nur noch in der Mehrzahl, wobei er hochtrabende, schnörkelhafte Ausdrücke gebrauchte, die seiner Umgebung unverständlich waren. Seine Gattin, eine einfache und ungebildete Frau, freute sich über das Glück ihres Mannes, doch der plötzliche Umschwung in seinem Auftreten betrückte und beunruhigte sie; sie dachte bekümmert daran, daß die Stadt, die neue Umgebung und die neuen Interessen den Mann der Familie entreißen könnten, deren Armut und Unwissenheit ihm in seiner jetzigen — ihrer Meinung nach — hohen Stellung lästig fallen würden.

Ihre Unruhe verstärkte sich immer mehr, und sie fühlte sich sehr gekränkt, als ihr Mann, nach seiner Rückkehr aus der Stadt, ihr mit einer ihr unerklärlichen Gereiztheit über Kleinigkeiten Vorwürfe zu machen begann, die in ihren ärmlichen Verhältnissen selbstverständlich und unvermeidlich waren, und die er früher nie beachtet hatte. Sein Gesicht drückte Elend und Widerwillen aus, wenn sie bei Tisch mit einer Brotkruste das Fleisch aus dem Topf holte und dabei mit den Fingern nachhalf; er ärgerte sich über den lächerlichen Geruch von Schafwolle in der Hütte und über ihre laute Stimme im Hof,

wenn sie die Hühner und Ferkel herbeiholte; er mußerte verächtlich ihren ausgeblühten Leinenrock und ihre dicken, hausgewebten Strümpfe, verglich ihre Kleidung mit der der Frauen, die er in der Stadt sah und kennenlernte. Er war wie ausgerauscht. Mit fremden, kalten und feindseligen Blicken betrachtete er sie, die Kinder und das Haus, in dem sie über acht Jahre einträchtig zusammengeliebt hatten.

Sie konnte nicht begreifen, woher das alles gekommen war. Sie weinte und beschuldigte in allem zuerst die Partei, die ihrer Meinung nach ihrem Manne die Verachtung des armenlichen Bauernlebens eingeflößt hatte. Sie änderte ihre Meinung nach einem Besuch bei dem Sekretär der Betriebszelle, Mochowoi, der bei den Bergwerksarbeitern als ein seelensguter und teilnahmsvoller Mann galt. Mochowoi hörte geduldig ihre verwirrten und aufgeregten Worte an, die voller Bitterkeit und Schmerz waren, und als sie weinte, strich er schweigend mit seiner rauhen, schwieligen und von der Kohle geschwärzten Hand über ihr Haar. Und dann erklärte ihr, daß die Partei niemand Verachtung der Arbeiterinnen einflößen könne, da sie selber aus Menschen bestche, deren Leben rauh und freudlos gewesen sei. Und er sagte ihr auch, daß sie ihren Mann in die Partei aufgenommen und in die Hochschule geschickt hätten, damit er etwas lerne, um nachher mit seinem Wissen dem Volke dienen zu können, dem Volke, zu dem auch er selber gehöre. Und wenn er das nicht verstehe, sondern seine Frau verachte, weil sie keine städtischen Strümpfe trage und beim Schweinefüttern ihre Röcke schürze, dann werde

die Organisation Maßnahmen ergreifen, um ihn über das Schändliche seines Betragens aufzuklären.

Er ließ in der Tat Bagaew rufen und sprach mit ihm hinter geschlossenen Türen ungefähr drei Stunden lang. Jakob Bagaew verlieh das kleine Zimmer mit hochrotem Kopf, schweißbedeckt, und vergaß sogar die Mühe auf dem Fensterrand. Er schlug jetzt einen andern Ton an, wurde ruhig und gleichmäßig, scherzte manchmal und versuchte sogar freundlich zu sein, aber in seinem Reden und Handeln fühlte man eher Vorsicht als Aufrichtigkeit. Er war eingeschüchtern, aber er hatte nichts von alledem verstanden, was Mochowai ihm auseinandergesetzt hatte.

Bald erfuhr seine Frau von einer Liebshaus zwischen ihm und der Tochter des Popen. Das Fräulein wurde Raitschla genannt; sie trug einen spanischen Kamm und eine rote Papierrose in den Haaren. Sie lachte oft, ohne jeden Grund und so laut, als ob man ihr die Fersen mit einem Strohalm kibelte. Die Frau trug es schweigend, verbarg ihren Kummer und gab sich den Anschein, als wüßte sie nichts von dieser Liebshaus, die jedem Huhn im Dorfe bekannt war. Sie wollte allen Zank und Streit vermeiden, immer noch in der Hoffnung, daß auch diese Laune vergehen und alles sich wieder zum Guten wenden würde. Wenn ihr Mann abends verschwand, ging sie, nachdem sie die Kinder zu Bett gebracht hatte, in die Kammer, um dort zu weinen. Von Schluchzen geschüttelt, deckte sie sich bis über den Kopf zu, damit niemand ihr Weinen hörte.

Nach kurzer Zeit wurde Raissa Nikolajewna, die Tochter des Popen, schwanger und starb nach einer mißglückten Abtreibung. Jakob Bagaew war darüber eher unruhig als betrübt. Er gab sich den Anschein, als ginge ihr Tod ihn nichts an, und er kam auch nicht zum Begräbnis. Nach einem Monat knüpfte er eine neue Liebshaus mit einer jungen Nonne aus dem benachbarten Kloster an.

Das erschien der Frau als eine Gemeinheit, sie konnte sich nicht mehr beherrschen und schweigen — und in der Nacht spielte sich in ihrer Kammer ein absehnlicher Auftritt ab. Auf den Lärm kam der Vater Bagaew in die Kammer des Ehepaares. Seit Jakob Student geworden war, fand der Alte, daß seine Schwiegertochter eine unpassende Frau für seinen Sohn sei, und hoffte, eine Scheidung durchzusetzen, um ihn nochmals zu verheiraten und als Mitgift eine Mühle zu bekommen, die zu besitzen seit langem sein heftigster Wunsch war. Er nahm einen eisenbeschlagenen Halfter von der Wand und schrie zur Frau wütend, sagte er mit wütender Stimme: „Mein Sohn ist in der Partei, und es könnte dir wohl passen, mit einem Studenten zusammenzuleben, du Kanaille!“ Er hob die Hand. Jakob Bagaew stand mit abgewandtem Gesicht schweigend da.

Als der Sohn in die Stadt zurückkehrte, zwang der Alte die Schwiegertochter, in die Scheune überzusiedeln, und befahl, den Kindern nur gefrorene Kartoffeln zu geben, aus denen das Schweinefutter gekocht wurde. Als die Alte einmal aus Mitleid ihnen etwas Koblisse in die Scheune bringen wollte, sagte er sie im Hofe ab, schlug sie und spuckte in die Schüssel.

Jeden Abend kam er in die Scheune, setzte sich neben die Tür und begann von der Scheidung zu reden. Er drohte, sie sonst auf die Straße zu jagen, ihr die Haare abzuschneiden oder die Tür ihrer elenden Behausung mit Teer zu beschmierern. Zuerst versuchte sie sich zu verteidigen, dann wurde sie schwach und müde, alles wurde ihr gleichgültig, sie ergab sich in ihr Schicksal und unterschrieb ein Papier, das der Alte ihr hingegeben hatte.

Zum Scheidungstermin kam Jakob Bagaew aus der Stadt zurück, und alle drei gingen auf das Standesamt. Dort wurde Jakob über den Scheidungsgrund gefragt; er schwieg, aber der Alte trat vor und erklärte würdevoll, daß es sich für seinen Sohn, der Mitglied der Partei und Student sei, nicht zieme, mit einem einfachen Bauernweib zusammenzuleben. Der mürrische Beamte machte einen Bemerk im Standesregister und sagte: „Ein Schuft bist du, Alter!“ Der Alte kniff die schmalen, runzligen Lippen zusammen und schwieg.

In der eifigen Herbstkälte wurde sie mit den Kindern auf die Straße gejagt, nachdem man ihr, als Eigentum des Mannes, alle warmen Kleidungsstücke fortgenommen hatte. Die Alte steckte den Kindern noch heimlich ein Stück Brot zu. Ein Jahr lang war sie mit den Kindern obdachlos, bis sie sich die fünfzehn Rubel zusammengebetzelt hatte, die nötig waren, um eine Schlafstelle in einer kleinen Hütte draußen vor dem Dorfe zu bezahlen. Nachdem sie mit vieler Mühe die völlig entkräfteten, abgezeherten und kränkelnden Kinder irgendwo untergebracht hatte, begann sie, in ein benachbartes Dorf auf Tagelohn zu gehen. Dort auf den Feldern rieten ihr die Leute, eine Klage beim Gericht einzureichen. Das Sewstier Volksgericht verurteilte Jakob Bagaew, der Familie als Abfindung einen Teil des Besitzes zu überlassen und ihr für die Kinder monatlich vierzehn Rubel auszuzahlen. Als der Alte erfuhr, daß ihr der Vollstreckungsbefehl ausgehändigt worden war, überschrieb er den Besitz auf den Namen eines Nachbarn und sie erhielt ein krankes Lamm, das unterwegs verendete, und zwei

Weißer Kulturträger.

Haben wir Weißen wirklich eine höhere Kultur? Man lese einmal die nachfolgenden Worte, die ein italienischer Bergmann, der in Deutschland aufwuchs und bei der italienischen Marine seiner Militärpflicht genügte, von einem kleinen Feldzug gegen „aufständische“ Schwarze an seine deutschen Freunde schrieb:

„Was war denn an Land eigentlich los? Unsere Offiziere sagten uns: „Aufstand!“ Aber wie ist es wirklich? Wirklich ist es so, wir Weißen haben den Einwohnern dieses Landes ihr Land weggenommen. Mit welchem Rechte taten wir das? Vielleicht mit dem Rechte, daß wir Europäer weiß sind — und die Afrikaner schwarz? Dieses „Recht“ aber wäre auf der Waagschale meines Gewissens ein Unrecht.

Doch ich muß in meiner Erzählung eisen, eben hat es siebenmal gelaßt, schlägt es das achtmal an die Glocke, dann muß ich auf Keitelwache, ich schreibe nämlich wieder von Bord der „Calabria“.

O Dio! Das Erlebnis der letzten vierzehn Tage liegt wie ein böser Traum auf mir, schwer und drückend. Wir Europäer sind Bestien, Wölfe sind wir, die den schwarzen Menschen ins Bein beißen, die ihm das Herz fressen. Dieses schreibe ich aus der Verzweiflung meiner Seele.

Also an Land sollte „Aufstand“ sein. Wir sind nun an Land. Wir marschieren, ein Expeditionskorps, mit uns marschieren die Todespritzen, die Maschinengewehre. Der weiße Mann geht auf Jagd nach dem schwarzen Manne.

Der Marsch war mühsam. Die Sonne brannte uns das Hirn aus den Schädeln. Es gab nirgends Schatten. Dieses Somaliland ist ein armes Land, eine Hochebene ist es, viel rotes, nacktes Gestein, brauner und gelber Sand, hier und da ein bißchen spärlicher Graswuchs, Stachelgestrüpp: Buschwerk wie Dornen, das keinen Schatten gibt. So ist Somaliland.

Milchferkel. Jakob Bagaew erhob Einspruch gegen die Alimentenzahlung, und der Gerichtsbeschuß wurde in einer höheren Instanz aufgehoben.

Sie reichte zum zweitenmal eine Klage ein, es wurde ihr wiederum ein Vollstreckungsbefehl ausgehändigt, aber auch dieses Mal erhob das Gouvernementsgericht das Urteil auf.

Zur Zeit, als die Angelegenheit zum drittenmal vor Gericht verhandelt wurde, siedelte Bagaew nach Bachmut über und leistete der Gerichtsvorladung keine Folge. Die Frau übersandte die Abschrift des Gerichtsbeschlusses über die Zahlung von Alimenten in Höhe von sechs Rubel monatlich dem Gerichtsvollzieher in Bachmut, erhielt aber keine Antwort darauf.

Sie hörte auf zu prozeßieren, weil die Gerichtskosten ihren fargen Verdienst verschlangen und die Kinder nichts zu essen hatten. Zum letztenmal schrieb sie in der Nacht, hinter dem Ofen, wo anstatt einer Lampe ein mit Petroleum begoffenes Holzstück sein färgliches Licht verbreitete, mit unbeholfenen Buchstaben einen Brief an das Bachmutter Parteikomitee. All ihr schweres Leid und ihren Kummer schüttete sie in diesen krummen und kindlich naiven Zeilen aus, die mit Ruß und Tränen besetzt waren; ihre ganze Schmach, ihre Hoffnung und ihren Schmerz sog der graue, nach Seife riechende Fetzen Packpapier in sich auf: ihre ganze Seele war in diesen toten, zitternden Buchstaben enthalten, die sie mit unjagbarer Mühe in ihr abgestumpftes Gedächtnis zurückrief, um sie dann für immer zu vergessen.

Auch dieser Brief wurde nie beantwortet.

Und in diesem Lande leben die schwarzen, schlanken Neger, die Männer bekleidet mit einem roten Tuche, die Frauen bekleidet mit einem weißen Tuche. Die Einwohner dieses Landes sind Hirten, wandernde Hirtenstämme sind sie.

Am Ziel, drüben das Lager der Schwarzen. Wir stürmen das Lager, die Schwarzen verteidigen sich natürlich, und wir Weißen siegen natürlich. Da lag ein großer Haufen toter schwarzer Männer, unsere Maschinengewehre hatten böse zugebissen.

Dort liegt ein junger, schlanker, schwarzer Mensch, ein Verwundeter. Er deutet mit der blutigen Hand auf seinen Mund. Ich verstehe, ich gebe ihm aus meiner Feldflasche Wasser. Er sucht meine Hand, mit seiner zerfetzten schwarzen Hand drückt er ganz leise meine gesunde, weiße Hand. Das war Dank. Das verstand ich. Und ich las in seinem Auge, ich sah in seinem Auge den Tod, aber sein Auge war nicht Haß, sein Auge war gütig wie das Auge eines Kindes, nur: daß neben der Güte — der Todeschreden in diesem Auge brannte. Plötzlich ging es wie ein Köcheln durch die Brust dieses verwundeten Somalinesers. Er hatte vier Schüsse. Der Körper des Verwundeten schüttelte sich wie ein Erdbebenland, dann streckte er sich lang aus — ein tiefer Seufzer, ich fühlte nochmals einen leisen Händedruck, der Sterbende suchte mein Menschenherz. Ich war seine Mutter. —

Ich kann nicht mehr.

Ich weine wieder.

Ich bin ein weißer Mörder.

Ich darf nie wieder unter das Antlitz meiner Gina treten, sie würde mich anspucken.

Freunde! Es glast nun achtmal, ich muß vor die Feuer, dort will ich weiterweinen, das Feuer ist rein.

Wir weißen Europäer sind schmutzig. Gott möge mir verzeihen...

(Aus „Der Hammer.“)

10 Gebote zur Bekämpfung der Tuberkulose.

1. Tuberkulose ist ansteckend und daher sehr gefährlich. Der siebente Teil der Bevölkerung geht an ihr zugrunde. Es ist Pflicht jedes einzelnen, sich vor der Ansteckung zu schützen, sowie eine Verschleppung der Krankheitskeime zu verhüten.

2. Bei Vorkommen häufig wiederkehrenden Hustens (Luftröhrenkatarrh), eitrigen und blutigem Auswurf, Nachschweißen oder auch öfteren leichten Fieberanfällen ist sofort der Arzt aufzusuchen.

3. Tuberkulose ist nicht erblich, jedoch sind Kinder lungenkranker Eltern infolge ihrer meist schwächlichen Veranlagung leichter empfänglich für die Seuche.

Willst du dich und dein Kind vor langem Siechtum bewahren, so befrage bei allen verdächtigen Erscheinungen sofort den Arzt, denn die Tuberkulose ist heilbar, jedoch nur im Anfangsstadium.

4. Halte beim Husten jedesmal ein Taschentuch vor Mund und Nase, denn beim Husten werden feine Tröpfchen ausgeschleudert, die die Ansteckungskeime (Tuberkelbazillen) enthalten, atme ein Gesunder solche Tröpfchen ein, so können die Krankheitskeime sich in seinem Körper ansiedeln und vermehren. Spude auch nie auf den Fußboden, du gefährdest damit die Gesundheit deiner Mitmenschen. Der Auswurf ist in ein mit halbrozentiger Vollmilch gefülltes Spüßglas zu leeren.

Verstöße niemals den Auswurf, weil dadurch Darmtuberkulose entstehen kann.

5. Atme stets mit geschlossenem Munde! Kinder, die gewohnheitsmäßig mit offenem Munde atmen, sind krank und bedürfen der ärztlichen Behandlung.

6. Bist du selbst tuberkulös, so benutze nur eigene Gf- und Trinkgeräte, eigenes Waschgeschir (Teller und Handtücher), eigene Bürsten und Kamme.

7. Sorgfältige Pflege der Mundhöhle und der Zähne ist unbedingt erforderlich.

8. Weide nährliche Verunreinigungen und geschlechtliche Ausschweifungen! Beide schwächen den Körper und heben dadurch dessen Widerstandsfähigkeit gegen die Tuberkulose auf.

9. Sind in deiner Familie Merkmale der Tuberkulose vorhanden, so sei vorsichtig bei der Berufswahl deines Kindes! Hole dabei den Rat des Arztes ein!

10. Regelmäßiges Leben, peinlichste Sauberkeit, Luft und Licht sind die Grundbedingungen zur Verhütung und Heilung der Tuberkulose.

Hole dir Rat in der nächsten Tuberkulosefürsorgestelle!

Was mancher nicht weiß.

Aktordischiang machte der Cuxhavener Fischdampfer „Neufundland“ der Cuxhavener Hochseefischereigesellschaft. Er kehrte aus dem Fischereigebiet im südlichen Island mit einer Ladung von nicht weniger als 320.000 Pfund Seefisch zurück, außerdem hatte er 175 Zentner Regen und Tran an Bord. Die reiche Beute bestand meistens aus Kabeljau, Seelachs, Schellfisch und Notbarisch. Es ist dies bisher der größte Fang, der von einem deutschen Fischdampfer in den außerordentlich reichen Fischereigewässern Islands gemacht wurde.

Was ein Haifisch alles verdaut, Fischer an der Küste von Dalmatien haben der Hafenverwaltung von Spalato einen nicht alltäglichen Fang abgeliefert. Als sie ihre Netze in das Schiff zogen, wurden sie auf einen Haifisch aufmerksam, der die Netze gerissen hatte. Das

Tier wurde erlegt und mitgeschleppt; es war 2,75 Meter lang und hatte ein Gewicht von 130 Kilogramm. Als man im Hafen den Leib des Fischfisches öffnete, fand man im Magen die merkwürdigsten Gegenstände, die das Tier zu sich genommen und offenbar auch verdaut hatte, so ein Rehgeweih, eine Milchkanne, ein Zigarettenetui, ein Bündel Wäsche, mehrere Streichholzschachteln, ein Knäuel Schafwolle, einen kleinen Vorhang und anderes mehr.

Der längste Tag auf Spitzbergen dauert über 2 Monate; während dieser Zeit geht die Sonne nicht unter und infolgedessen ist deren Wirkung eine so starke, daß die Vegetation in dieser kurzen Zeit zur vollen Entwicklung kommt.

Allerlei.

Ein Papyrus über ägyptische Chirurgie. Der Verlag der Oxford University gibt demnächst ein Buch heraus, das weit über wissenschaftliche Kreise hinaus Interesse beanspruchen dürfte. Es handelt sich dabei um die erstmalige Veröffentlichung und Übersetzung, des sogenannten Edwin Smith-Papyrus, eines der ältesten bekannten ägyptischen Dokumente, in dem hochinteressante Aufschlüsse über den Stand der altägyptischen wissenschaftlichen Chirurgie gegeben werden. Der Papyrus war durch seinen Entdecker, dem Ägyptologen an der Chicagoer Universität, Professor Dr. Breasted, nach Amerika gekommen und wurde auch dort bearbeitet. Der Druck muß allerdings in Oxford erfolgen, weil der dortige Universitätsverlag der einzige der Welt ist, der über Hieroglyphentypen verfügt. Der Papyrus scheint die in fachwissenschaftlichen Kreisen schon lange bestehende Vermutung vollaus zu bestätigen, daß nämlich die alten Ägypter in medizinischer Hinsicht 4000 Jahre vor Christi Geburt weit aufgeklärter waren als etwa das 18. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. In dem Papyrus befinden sich u. a. genau detaillierte Angaben über die Behandlung von Knochenbrüchen, Krebsgeschwülsten, ja sogar von Schädeloperationen. Da der Entdecker bisher nur auszugsweise Veröffentlichungen seines Fundes wiedergegeben hat, sieht man der Erscheinung des Buches mit begreiflichem Interesse entgegen.

Neues vom sprechenden Film. Der Amerikaner Hoxie hat ein neues Verfahren erfunden, um einen ablaufenden Film mit Worten oder Musik zu begleiten. Der Apparat beruht auf dem synchronen Ablauf zweier Streifen, von denen der eine die Bilder enthält und der andere mit Hilfe von photoelektrischen Zellen die unterschiedlichen Helligkeiten auf dem Bande in Töne überseht. Die Erfindung, die den Namen „Vitaphon“ trägt, ist bereits so weit vorgeschritten, daß sie in einigen New Yorker Theatern dauernd als Beiprogramm aufgeführt wird.

Intelligenz der Regenwürmer. S. I. R. Ein altes Sprichwort sagt: „Der Geheite gibt nach“. Daran wird man erinnert, wenn man von den Versuchen hört, Regenwürmer durch elektrische Schläge von bestimmten Wegen abzuhalten, in andere Wege hineinzulocken. Ein Forscher hat damit bewiesen, daß der Regenwurm „lernen“ kann, also intelligent ist. Wenn er einmal seine Lektion eingepaukt bekommen hat, ist er dann für eine neue Lektion bereits erheblich rascher zu haben, er kriecht also „Übung“. Dazu wurde noch berichtet, daß der Regenwurm im Dunkeln geheimer ist als im Hellen, weil ihn das Licht, für welches seine gesamte Haut empfindlich ist, blendet und also zerstreut macht. Die alte Streiffrage, ob die niederen Tiere wirklich Intelligenz haben (man denke an Ameisen, Vienen) oder nur Reiz-

mechanismus vorzuziehen, die automatisch reagieren, wird durch diesen Versuch in dem Sinne beantwortet, daß die Tiere wirklich Intelligenz besitzen. Bleibt nur noch die Frage offen: Hat der Regenwurm auch eine Seele?

Weiteres.

„Es war ein Abend, so schön wie heute. Wir saßen eine ganze Stunde lang beisammen, und keiner sagte ein Wort. Denkst du noch daran, lieber Mann?“ — „Und ob ich daran denke! Werde ich je die schönste Stunde meines Lebens verpassen?“

Gode. Ein Fahrradmann; — so wird in Kleins Univerium erzählt — erwartete ein freudiges Familienergebnis, und da er notwendig verreisen mußte, ordnete er an, um von dem Ereignis rasch unterrichtet zu sein, man solle ihm nur ein Wort depeeschieren, und zwar „Anabenrad“, falls es ein Junge, „Mädchenrad“, falls es ein Mädchen sei. Als er das sehnlich erwartete Telegramm erhielt, las er darin das Wort „Tandem“.

„Ich verkaufe diese Uhr unter dem Einkaufspreis, mein Herr“, sagte der Uhrmacher zum Kunden, „lassen Sie sich diese einzigartige und nicht wiederkehrende Gelegenheit nicht entgehen!“ — „Erlauben Sie mal, mein Herr“, wandte der Kunde ein, „und woran wollen Sie verdienen?“ — „An der Reparatur“, sagte der Uhrmacher.

„Meine Mutter war eine blendende Schönheit“, jagte Marion. „Ja“, jagte die gefällige Eise, „du bist deinem Papa wie aus dem Gesicht geschnitten!“

Wirtschöterchen (die für ihren Vater die Speisekarte schreibt): „Kommt hinter Hagenbraten ein Punkt?“ — Stammgast: „Nach über ein Fragezeichen.“

Der Unterschied. „Na Stiel, fragte ihn unglücklich der Herr Farrer, wie steht es mit dem Glauben?“ — „Oh — dank der Nachfrage, ausgezeichnet.“ — „Ist er auch stark, der Glaube?“ — „Na, ich dent' scho'. So stark wie bei Ihnen, Herr Farrer, kann er natürlich nicht sein.“ — „Wie so denn das?“ — „Ich bit' Sie. Sie haben ja do' 'n ganzen lieben Tag nicht anders zu tun, als zu glauben.“

Rätsel-Ged.

Silberrätsel.
an ä bert co der dos el et es fe fi furt ge
gel go grau her i lei lun nach pen rol re rho
soy staf ster ta u. Aus diesen Silben bilde man
13 Wörter folgender Bedeutung: 1. Männlicher
Vorname, 2. Stadt am Rhein, 3. Malergerät,
4. indischer Dichter, 5. Säugetier, 6. Nahrungsmittel,
7. Vogel, 8. inneres Organ, 9. griechischer
Hörschreiber, 10. europäisches Randgebirge, 11.
Schillerisches Trauerspiel, 12. Stadt in Mittel-
deutschland, 13. Insel im Ägäischen Meer. Die
Anfangsbuchstaben dieser Wörter von oben nach
unten und die Endbuchstaben in umgekehrter
Reihenfolge gelesen, nennen ein merkwürdiges
Sprichwort (ch = ein Buchstabe.)

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:
Magisches Quadrat: 1. um's; 2. Irene; 3. Regoi; 4. Knopf; 5. Zeife.